

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Adolf
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Adolf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze von Ernst Zahn, Göttingen.

1.

Das Dorf lag an der Grenze. Dort, wo jenseits nun der Krieg raste. Die Grenze war gesperrt; allein, da zu Friedenszeiten die Bewohner der Grenzgegenden wie Leute eines Volkes miteinander gelebt und gehandelt hatten, wurde ihnen durch Erlaubnisscheine der beidseitigen Regierungen der Verkehr auch fernerhin gestattet. So kam es, daß Adolf Schirmer nach wie vor jeden zweiten Sonntag bei der jungen Tante drüben im Kriegsland am Mittagstisch sitzen durfte. Die Tante Gertrud war ihm ans Herz gewachsen. Sie hatte mit ihm und den Eltern zusammengewohnt, bis sie vor einem Jahre den Schmied Adam Schulz drüben geheiratet hatte. Sie war Adolf wie eine ältere Schwester oder noch besser wie ein Kamerad, ein rechter, wilder, tapferer Kamerad; denn im Gegensatz zu der zarten stillen Mutter war sie, um zehn Jahre jünger, mit den dicken um den Kopf gewundenen Blondzöpfen und lustigen eigenwilligen Augen, stark, frisch und laut wie ein Bub.

Im Dorf, wo Adolf wohnte, war Friedensland. Die wehrfähigen Männer freilich waren zum Grenzschutz aufgeboten. Auch Adolfs Vater, der Wagner Schirmer, war sechs Monate draußen gewesen und erst seit Weihnachten wieder da. Aber das kleine Land war noch von Schlacht und Not verschont. Nur den Kanonendonner hörte man täglich, oft näher, oft ferner, und es war schrecklich zu denken, daß das dumpfe Rollen die Stimme von Zerstörung und Tod war. Mehrmals war auch schon der Himmel blutrot gewesen vom Widerschein ferner Brände. Adolfs Mutter ging das immer sehr nahe und bedrückte sie im Gemüt. Auch der Knabe litt darunter. Nur der starke, von Körper und Wesen etwas derbe und laute Vater bekehrte oft auf: Ob das nicht Wahnsinn sei, was da drüben geschehe? Da könne doch niemand Mitleid haben mit derlei vor Haß und Hochmut kopfloren Völkern, die sich zerfleischten wie wilde Tiere.

„Das ist eng gedacht, Vater,“ sagte die bleiche Mutter einmal still. „Da draußen

geht es um mehr, geht es um Sein und Bestehen!“

„Du kannst nicht mitreden,“ widersprach ihr der Mann, „du hältst es mit deinen Landsleuten.“

Der Großvater der Schirmerin war von über der Grenze gekommen und hatte sich im Dorf angekauft. So galt die Frau noch nicht ganz als Einheimische, und der Umstand, daß ihre Schwester wieder hinaus geheiratet hatte, machte es ihr noch ein wenig schwerer, es zu werden.

Eines andern Tages kam der Wagner Schirmer von einem kleinen Sonntags-trunk im Wirtshaus nach Hause und brachte eine Zeitung mit. Er setzte sich in der einfachen Wohnstube, welche die Frau doch so sauber und behaglich hielt, an den Tisch, wo jene arbeitend und Adolf, sein fünfzehnjähriger Bub, hinter einem schon zwanzigmal gelesenen Buche saß. Er war ein großer, plumper Mann und hatte die Züge eines rücksichtslosen und doch nicht bösmütigen Menschen. Nach kurzer Weile begann er: „Daß ich es euch nur auch sage. Im Wirtshaus ist schon die Rede davon gewesen. Und da lese ich es nun wieder in der Zeitung: Wir Inländer sind viel zu eingenommen für die da drüben im Kriegsland. Wir tun, als ob die für unsere Heimat fechten würden, als müßten wir uns über ihre Siege freuen und lachen, wenn es ihren Feinden recht schlecht ginge. Wir vergessen, daß wir uns nur um unsere Sache zu kümmern haben und um nichts sonst. Und die da drüben, was wissen wir, ob es ihnen nicht eines Tages paßt, den Weg durch unser Land zu nehmen!“

„Die tun das nicht,“ sagte die Schirmerin. Sie stand auf und kramte in einem Nähtischchen, ein schlankes Weib mit einem gar ruhigen Gesicht.

Die kleine Widerrede erzürnte Schirmer. Er fuhr lauter und rascher fort: „Bah, bah, bah, da wollte ich nicht die Hand umdrehen, die oder die andern — wenn es ihnen in den Kram paßt — oder vielleicht — wenn wir nicht eine so feste Grenzwehr hätten, würde keiner unserer Nachbarn lange Federlesens mit uns machen. Ueberhaupt, unsere Regierung

weiß wohl, warum sie strenge vorschreibt, daß wir still zu sein und weder zugunsten noch zuungunsten derer Partei zu nehmen haben, die sich da draußen gegenseitig Volk und Land verwüsten. Uns soll unsere Freiheit lieb sein und sonst nichts."

Adolf hatte sein Buch weggelegt, war vom Tisch weg und ans Fenster gegangen. Es war ihm immer unbehaglich, wenn der Vater polterte, er hielt es mit der friedlichen Mutter. Nun blieb ihm aber ein Wort des Vaters im Ohr. „Wer nicht reden darf, wie ihm das Herz steht, ist nicht frei," sagte er plötzlich. Er reckte den schlanken Körper, und das Winterlicht des Fensters floß ihm auf die klare gerade Stirn.

Dem Wagner stieg das Blut zu Kopf. „Das ist die Gertrud, die aus dir redet," begehrte er auf. „Aber da will ich schon sorgen. Das muß ein Ende nehmen."

Adolf strich sich ins zurückgebürstete schwarze Haar. Er schien nicht recht zu wissen, was er beginnen sollte. Dann ging er still aus der Stube.

Schirmer machte seiner Erregung weiter Luft. Die Gertrud, die aus dem Kriegsland drüben, deren eigener Mann im Felde stehe, die brauche ihm nicht mehr ins Haus zu kommen. Seine Ruhe wolle er haben und von Parteilichkeit nichts wissen. Das seine sei ein Inländerhaus und wolle es bleiben, und Fahnen für Fremde würden da nicht ausgehängt! Sonst fahre er einmal mit der Faust dazwischen.

Die Schirmerin hatte sich indessen an ihren Platz zurückgesetzt. Sie schwieg. Der Mann brauchte immer Zeit, um sich wieder zu finden, wenn er so aufgebracht war und im Wirtshaus einen bei seiner sonstigen Nüchternheit ungewohnten Schoppen genommen hatte.

Adolf war vors Haus und nach dem danebenstehenden Holzschopf gegangen. Des Vaters Art tat ihm weh. Ueberhaupt war ihm ja seit Ausbruch des Krieges manchmal so leid ums Herz. Er wußte nicht eigentlich warum, er konnte nur keine rechte Fröhlichkeit finden. Es sei denn, daß er bei der Gertrud drüben war.

Die Straße draußen war verschneit, und es war kalt, der Schnee knarrte leise unter des Knaben Schritten. Er öffnete

die Schopftür. Dann brachte ihn etwas auf andere Gedanken. Da drinnen standen zwei Holzställe, die er selbst aus alten Kisten zusammengezimmert hatte. Sie enthielten Kaninchen. Schon zwölf ausgewachsene Stücke. Prachtskerle! Der Lehrer sagte, daß sie sich an jeder Ausstellung einen Preis holen würden. Von klein auf hatte er sich solche gewünscht; aber der Wunsch hatte lange nicht in Erfüllung gehen wollen. Erst an seinem vorletzten Geburtstag hatte ihm die Tante Gertrud das alte Hasenpaar geschenkt. Jetzt war da schon Nachwuchs, wohlgeratener Nachwuchs. Tiere waren ihm fast lieber als Menschen. Als Gespielen wenigstens. Sie waren dankbarer, anhänglicher.

Er trat zu den Ställen. Er fütterte die Hasen. Das alte Paar nahm er nacheinander heraus und auf die Knie. Sie waren so zahm, daß sie gleich Ragen sich an ihn schmiegen. Er schloß die Schopftür und ließ das ganze Duzend Pelzkerle los, spielte mit ihnen, kraute die zahmen und jagte die wilden. Dabei gewann er sein inneres Gleichgewicht wieder.

Als er endlich, des Spieles satt, seine Schützlinge wieder unterbrachte, war es draußen schon Abend geworden. Der rote Westhimmel flammte ihm entgegen, als er ins Freie trat. Er ging nach dem Hause zurück. Im Flur zögerte er und besann sich, ob er in die Stube treten solle. Aber sein Herz klopfte in einer leisen Angst vor dem Vater, obwohl er fast gewiß war, daß dieser schon wieder beruhigt bei der stillen Mutter sitze. Leise begab er sich in seine Kammer hinauf, die unterm Giebel lag. Dort trat er ans Fenster, das wie ein Turmausguß war, und das Herz wollte ihm vor andächtigem Staunen still stehen, so mächtig war das Bild, das sich ihm bot. Er hatte von diesem Fenster aus die Alpen schon oft gesehen, aber heute waren sie anders als je. Sie standen nicht wie sonst als eine Reihe starrer weißer Recken da, sondern sie stiegen gleichsam aus geheimnisvollen Tiefen auf und ragten und reckten sich. Seltsame Lichter überflogen sie, welche die untergegangene Sonne warf, und das war, als ob sie ihm, Adolf, Zeichen gäben. Dann blickte in dem rosenfarbenen Himmel, dessen Glanz

leiser und leiser wurde, ein Sternlicht auf, ein so unwirkliches, silbern unruhiges, daß man nicht wußte, ob es eines oder mehrere waren, die da als funkelnde Blumen im Himmelsteiche schwammen.

Des Knaben Blick löste sich vom Horizont und kam in die Schatten des Landes zurück, in die fernen Hügel mit den schwarzen Wäldern, in die verschneiten Ebenen und auf die Hütten des Heimatdorfes. Das alles war wohl schön! Der Vater hatte recht. Es ging wohl nichts über die Heimat. Und man brauchte nicht hinauszusehen zu andern, man konnte nur immer glücklich sein, daß in dieser schönen kleinen Heimat noch Friede war, Friede mitten im Kriegsbrand, Friede! ... Aber war nicht der Friede etwas, was einem Herz und Sinn nicht recht ausfüllte, etwas, was um seiner Alltäglichkeit willen an Bedeutung verlor?

„Friede macht schlaff,“ hatte die Gertrud gesagt.

Die Gertrud! hm, was das doch für eine war! Wie ein junger Springer! Wie eine, die selbst am liebsten mit Säbel und Gewehr auszöge. „Von allen Seiten,“ sagte sie, „sind sie über uns hergefallen, siehst du? Zwölfe gegen einen! Aber da schau her! In unserm ganzen Land: wie ein Mann sind wir aufgesprungen! Kein Zwiespalt ist mehr unter uns, kein Unterschied zwischen arm und reich. Jeder zählt nur noch nach dem, was er für unser Bestehen tut. Das ist etwas Großes, Bub, das muß man erleben, empfinden können. Aufgerüttelt hat es uns! Es ist eine furchtbare Zeit! Aber ich wollte nicht, daß ich sie nicht erlebte!“

Und auch sie hatte recht!

Adolfs Backen färbten sich. Sein Herz klopfte, und seine Augen bekamen einen heißen Schein. Warum sollte man denen nicht gut sein dürfen, denen da drüben?

2.

Trotzdem der Vater so gescholten hatte, konnte der Verkehr mit der Gertrud Schulz doch nicht völlig eingestellt werden. Sie war doch die Schwester der Schirmerin und war mutterseelenallein mit dem alten Schmiedgesellen. Man konnte die nicht wie eine Fremde verlassen. Da aber die Mutter nicht rüstig genug war, schickte sie

eben den Adolf zeitweilig hinüber zur Tante. Der Vater litt es, wohl oder übel.

Eines Tages fand der Knabe die Verwandte beschäftigt, kleine Pakete zu machen. Sie war ernster als gewöhnlich. Es wollte Adolf scheinen, als ob sie geweint hätte. Die Gertrud und weinen! Er betrachtete sie, während sie ihre Arbeit tat, allerlei Wollzeug einpackte und sich im Gegensatz zu sonst um ihn, den sie nur kurz begrüßt, kaum kümmerte. Ihre Bewegungen waren rasch, fast zornig. Auch die Farbe ihrer Wangen verriet etwas wie Zorn, und noch mehr schien es in ihren schönen dunkelblauen Augen zu flackern.

„Da siehst, was ich tue,“ redete sie Adolf endlich an. „Alle Wolle, die ich im Hause habe, packe ich zusammen. Sie haben uns die Zufuhr abgeschnitten, die Herren Feinde, die Hunderttausende. Jetzt müssen wir hingeben, was wir haben! Jedes Haus! Jeder Mensch! Sie sollen nicht in Frost und Sturm und Schnee zugrunde gehen, die Unsern, die im Felde stehen. Bei Gott nicht. Und wenn wir uns nackt ausziehen müßten ihretwegen!“

Sie wandte Adolf das junge entschlossene Gesicht zu. Das blonde Haar lag ihr wie eine Krone auf dem Kopf. „Der Mann hat geschrieben,“ fuhr sie fort. „Es ist kaum zu glauben, was sie aushalten müssen in den Schützengräben.“ Ihre Lippen zuckten ein wenig. „Aber,“ schloß sie heftig, „er schreibt, sie halten es schon durch. Natürlich halten sie!“ Sie warf den Kopf zurück. Ihr Blick blühte.

„Es wird wohl kein Mangel an Wollsachen sein,“ sagte Adolf.

„Aber auch kein Ueberfluß,“ antwortete sie. „Alles wird zusammengesucht, alte Tücher und Kleider, Felle, Teppiche.“

„Felle?“ sprach Adolf nachdenklich.

Die Gertrud erzählte weiter: „Bei uns geht jetzt alles ins Große: die Notwendigkeit und die Hilfe. Keiner steht zurück. Herrgott, Bub, das ist so etwas für einen jungen Menschen wie du zu sehen! Was ein Volk kann, wenn es einig ist!“ Sie hob die runden Arme, ihre Begeisterung konnte einen fortreißen.

„Ich will auch etwas tun,“ sagte Adolf plötzlich.

„Was denn?“

„Du weißt, meine Kaninchen ...“

Gertrud lachte. Sie nahm das Wort nicht ernst.

„Hasenfelle sind wohl zu brauchen,“ erklärte er.

Da sah die Schmiedin, daß auch ihm die Backen heiß waren. Es fiel ihr ein, was für ein Opfer sein Angebot bedeutete. Das Lachen verging ihr, und das Herz ging mit ihr durch. „Du bist ein guter Bub,“ lobte sie. „Aber — du kannst die nicht hergeben, sie sind dir zu lieb.“

Adolf widersprach. „Ich bringe dir sie. Alle kann ich nicht auf einmal. Aber nach und nach im Laufe der nächsten Woche bringe ich sie herüber.“

„Sie würden dich an der Grenze nicht durchlassen.“

„Sie kennen mich doch alle, und ich binde ihnen nicht auf die Nase, was ich bei mir habe.“

Da sagte Gertrud, die junge, heiße Gertrud, die Freude, daß sie da noch ein weiteres für die Kämpfer im Felde würde tun können, und sie meinte den Knaben zu verlegen, wenn sie länger widerstrebte. „Das muß man wissen, was du für einer bist,“ rühmte sie. „Das will ich den Leuten schon erzählen.“

„Lieber nicht,“ erwiderte Adolf, „der Vater...“

Gertrud schwieg. Sie kannte den Schwager. Der hütete das Recht wie sein Leben, und das, was der Junge tun wollte, ging wider das Verbot. Aber — am Ende hatte sie selber dem Knaben die Kaninchen geschenkt, und im Grunde machte ihr der Gedanke Vergnügen, daß dem brummigen Schwager und Gerechtigkeitswächter ein Schabernack gespielt werde. Sie widerstrebte nicht weiter. Sie besprachen noch das und jenes, und sie setzte Adolf Äpfel und selbstgebackene Kuchen vor. „Du hast es verdient,“ sagte sie.

Ein paar Tage später trug Adolf in seinem Rock verborgen das erste Kaninchenpaar über die Grenze. Ein andermal hielt er zwei in einem Korb Obst verborgen, den er der Tante brachte. So schmuggelte er sie nach und nach alle hinüber. Seine Freunde, die Soldaten dies- und jenseits der Grenze, fragten ihn nicht um seine Ware. Das hatte er zuvor gewußt.

Aber der Wagner Schirmer merkte, daß die Hasen aus Adolfs Kisten verschwanden. Er kam gerade an dem Abend wieder in den Schopf, als der Knabe mit den beiden letzten Tieren, dem alten Paar, davongeeilt war.

Adolf hatte nicht viel Zeit. Die Gefahr, die bei seinem Beginnen war, hatte ihn nach und nach aufgeregt. Die Freude und das Lob der Gertrud und ihre Erzählungen vom Siegen und Streiten ihrer Landsleute beruhigten ihn wohl für den Augenblick. Aber daneben war eine Angst in ihm und wuchs täglich. Der Vater mußte doch erfahren, was er getan hatte. Zu Anfang schien es ihm ein Geringses, sein Vergehen zu entschuldigen; nach und nach aber fiel es ihm immer schwerer aufs Herz. Der Vater hatte seither noch oft von der Notwendigkeit gesprochen, sich jeden Anscheins einer Parteinahme für die Ausländer zu enthalten. Wenn es angegangen wäre, hätte der Knabe vielleicht seine letzten Hasen behalten. Allein er wollte nicht feig erscheinen. Er verteidigte die Tat auch vor sich selber. War es nicht Pflicht, Gutes zu tun? Und Ehre und Pflicht, tapferen Leuten wie denen da drüben zu helfen? Er nahm sich übrigens vor, wenn er von diesem letzten Gang zurückkomme, zu Hause alles zu sagen. Zuerst der Mutter. Er wußte, daß ihn die verstand, dann — dem Vater. Vielleicht würde die Mutter auch noch ein helfendes Wort beifügen.

Adolf hielt sich bei der Tante nicht auf. Sie wunderte sich über sein Wesen. Er war erhitzt vom raschen Gehen. Und als sie ihm danken wollte, schien er nur halb zu hören, versicherte, er müßte gleich zurück, damit er vor Dunkelwerden daheim sei, und verließ im Sturme Stube und Haus.

Es war eiskalt, als der Knabe wieder ins Freie kam. Die Straße war hart gefroren. Von Norden fuhr ein bissiger, gehässiger Sturm ihm in die Seite, während er seines Weges eilte. Er hatte darauf nicht acht. Und er lief sich so warm, daß er die Mühe vom Kopf riß, weil sie ihn belästigte.

Es wurde aber Nacht, bis er das väterliche Haus erreichte.

Wie ein Schatten stand das weiße Ge-

bäude vor ihm, als er in die Dorfstraße einbog. Nur hinter den Wohnstubenfenstern der Mutter war schon Licht und leuchtete rot und freundlich ihm entgegen. Er verlangsamte den Schritt, fühlte, wie ihm das Herz bis an den Hals klopfte und wie ihm der Schweiß von der Stirn rann. Er wollte sich der Haustür nähern, als er bemerkte, daß die Schopfstür offen stand. Hatte er die zu schließen vergessen?

In diesem Augenblick sah er den Vater auf die Hauschwelle treten.

Adolfs Verhältnis zum Vater war ein seltsames. Der feine stille Bub und der wie ein Roß arbeitende rauhe Wagner konnten sich nicht recht ineinander finden. Dieser fiel den Knaben oft rauher an, als er beabsichtigte, nur weil seine sanftere Art ihm unverständlich war, und jener erschraß darob so sehr, daß er nichts von der Gutmütigkeit ahnte, die im Grunde doch hinter seinem Polterer von Vater steckte.

„Wo treibst du dich denn herum?“ fragte Schirmer jetzt.

„Ich — ich war bei der Base Gertrud,“ gab Adolf zaghaft zurück.

„Das muß man dich nicht fragen,“ fuhr der Wagner fort, „das weiß man im voraus.“

Er kam über die paar Haustürstufen herunter, breitschultrig, mit rotem Gesicht, ein wenig wie der schwere, langsame, leidhaftige Zorn. Einen Blick warf er nach dem Schopf hinüber und fragte: „Wo hast du denn deine Hasen hingebracht?“

Das war der gefürchtete Augenblick. Dem Knaben lief es kalt den Rücken hinunter. Aber dann war er auf einmal ganz ruhig. Warum sollte er nicht ehrlich sagen, was geschehen war? Er hob die klaren Augen zum Vater auf und gestand: „Ich habe sie der Base Gertrud gebracht.“

„Wozu? Das begreife wer will! Wozu?“

„Die Felle — für die Soldaten — im Winterfelde.“

Der Bub sah, daß der Vater den Grund schon halb erraten hatte. Er verlor die Sicherheit. Und es fiel ihm allerlei in Erinnerung. „Jede Unterstützung der Kriegführenden ist verboten,“ hatte der Vater immer gesagt; „jede Parteinahme

ist Verrat gegen das eigene Land!“ Merkwürdig, daß ihm das jetzt so scharf, so spitzig deutlich in die Gedanken sprang!

Der Wagner Schirmer stand zwischen seinem Haus und dem Knaben.

„Was?“ brüllte er auf. Es überfiel ihn eine so blinde, fessellose Wut, daß er sich selber nicht kannte. Was? Da sein Bub — sein eigener ging hin und tat etwas, was in der letzten Zeit hundertmal verboten, vor was hundertmal gewarnt worden war! Er, Schirmer, war ganz erfüllt von seiner Bürgerpflicht. Es war sein Stolz, daß er zu keinem von denen hielt, die sich da draußen bekriegten, daß er streng aufrecht nur zu seinem eigenen kleinen Lande stand. Und nun kam aus seinem Hause solch eine Missetat, solch eine Narrheit, so ein blödsinniges Unterfangen! Er fand keine Worte. Er hob die Fäuste und wollte auf Adolf zugehen. Aber — er hatte ihn nie geschlagen. Er war auch zu — zu schwach für Schläge. Er bezwang sich. „Du bist ja ein Prachtiger,“ schnaubte er, „ein Muster bist — du — Geh, mach, daß du fortkommst! Lauf — zur Gertrud — geh — laß dich dort einheimen bei deinen Freunden — geh!“

Mit diesen Worten schritt er rückwärts. Er faßte die Türklinke.

„Vater!“ sagte Adolf.

„Was hast denn für uns getan, he?“ höhnte Schirmer. „Für unsere Heimat, he? Der Krieg macht uns auch ein hartes Leben. Und bringt uns in Schulden. Und in Not. Wenn du hast schenken wollen, hättest ja daheim schenken können. Da sind auch Arme, da bei uns!“

Das warf sich fast ohne sein Dazutun aus ihm heraus; so war sein ganzes Wesen vor Enttäuschung aufgewühlt.

„Vater!“ bat Adolf wieder. Ein wenig dringender, ein wenig ängstlicher. Der Schweiß, der noch immer auf seiner Stirn stand, war kalt geworden. Er tat ein paar Schritte der Haustür zu. Vielleicht glaubte er, daß es dem Vater nicht so ernst sei.

Der aber wiederholte: „Du kommst mir nicht ins Haus! Ums Leben nicht! Lauf zur Gertrud hinüber, die soll dich behalten! Wir brauchen hier keine, die uns verraten!“

Er trat ins Haus. Die Tür ging hinter



Emil Schmid, Heiden-München.

Weiden.
Radierung.

ihm zu. Wahrhaftig, er drehte den schweren Schlüssel.

Adolf meinte noch die ruhige Stimme der Mutter zu hören, die etwas fragte. Dann wurde es drinnen still.

Es schüttelte den Knaben. Ein stärkerer Windstoß als vorher kam durch die Dorfgasse gefahren. Er überfiel ihn, hart, heißend. Da fühlte er, wie die Kleider ihm anklebten. Kalt waren die Kleider. Es wurde ihm merkwürdig zumut. Er schlich nach dem Schopf hinüber und suchte dort Schutz. Er fror. Und es war wüst in seinem Innern von widerstreitenden Empfindungen. Es tat ihm weh, die leeren Hasenställe anzusehen. Unbesonnen war es wohl gewesen, was er getan. Aber — im nächsten Augenblick fühlte er, daß er die Tat noch einmal täte. Die Tapferen — da — da drüben!... Oder? Hatte der Vater doch recht?

Das Herz brannte ihm.

Und er fror — er fror.

Wie lange es dauerte, wußte er nicht. Aber als es schon tiefe Nacht war, kam die Mutter. Sie sah ihn an. Dann zitterte sie und fuhr ihm über die feuchte Stirn.

„Komm doch,“ sagte sie mit ihrer sanften, guten Stimme. Sie hielt den Arm um seine Schultern gelegt, als sie ihn ins Haus hinüber führte.

3.

Es war nicht zu ändern. Adolf war krank. Es war nicht zu ändern. Es ging an den Tod.

„So ein wütendes Fieber! Und stark ist er nicht,“ sagte der Arzt.

Der Einzige von Wagner Schirmer!

Eine eigentümliche Stimmung war im Hause. Weder Klage noch Anklage. Der Alltag ging seinen gewohnten Gang. Nur Schirmer sprach weniger als sonst, und manchmal lief er von der Arbeit hinweg nach des Knaben Dachkammer, blieb auf halbem Weg oder vor der Tür stehen, lauschte und kehrte wieder in die Werkstatt zurück.

Tag und Nacht war die Mutter bei dem Buben. Sie hatte eine große Liebe.

Aber auch ihre Schwester, die Gertrud, kam. Und die heiße junge Frau und ihr Schwager wären beinahe aneinander ge-

raten. Aber der Tod, der im Hausflur stand, geschweigte sie.

Jetzt kam es sogar vor, daß die drei Leute, die Mutter, der plumpe schwer-schrittige Wagner und die helle Gertrud, in der Krankenkammer zusammentrafen.

Adolf lag im Bett auf dem Rücken. Sein schwarzes Haar stach vom weißen Kissen ab, sein Gesicht aber war fast so weiß wie jenes, nur die Augen bläßen dunkel und ernsthaft, und er schlug sie gern gegen die Decke auf. Anfänglich hatten ihm die hohen Fieber das Bewußtsein getrübt. Jetzt lag er bei klaren Sinnen und dachte viel nach. Einmal fragte er die Mutter nach den Freunden über der Grenze, und sie erzählte in ihrer fast allzu stillen und wortarmen Weise von einer großen Schlacht, die jene gewonnen.

Adolfs Augen wurden von einem merkwürdigen Glanz heiß. Er atmete ein paarmal hoch auf und freute sich wieder, freute sich, daß er jenen mit seiner kleinen Hilfe beige-sprungen war. Aber der Freude folgten sogleich Zweifel. Sie hatten ihn schon in den Fiebern gequält. „Nicht zum Schaden!“ hatte er da immer gestammelt. Sie hatten nicht recht gewußt, was er damit meinte. Jetzt dachte er vollends aus, daß er doch nichts zum Schaden der kleinen Heimat habe tun wollen. Und das Herz war ihm noch immer zerrissen. Jetzt schlug es denen da drüben, die sich wie Löwen wehrten, und jetzt — liebes kleines Land, wie konnte der Vater nur sagen, daß er es verrate!

Der Abend desselben Tages kam. Der Arzt war da und ging: „Es geht zu Ende,“ sagte er zu Schirmer.

Der war grau im Gesicht und stieg schwerfällig wie ein alter Mann zu seinem Einzigen hinauf. Da standen auch die beiden Frauen wieder in der Kammer; die Gertrud war schon am frühen Morgen wiedergekommen. Die Helle des Sonnenunterganges lag im Zimmer, das Gold, das wie Feuer ist. Es war über eine ganze Wand hingegossen, die sonst kahl in ihrer weißen Tünche schien. Ein Bettpfosten stand auch im Licht, das brannte darauf wie eine kleine heilige Flamme, zu der er den Ständer abgab.

Adolf hatte geschlafen. Erwachen sahen sie ihn nicht, doch mochte er wohl

beim Eintritt des Vaters die Augen aufgetan haben. Nun sprach er auf einmal die Gertrud an, die er heute zum ersten Mal erblickte: „Einen Sieg haben sie wieder, gelt?“

Die Gertrud Schulz stand in der Sonne. War ihr Gesicht von dieser oder plötzlich aufflackernder Begeisterung überflammt? Ihr schweres blondes Haar sah aus wie eine wirkliche Krone, so glänzte es. „Ja, einen Sieg,“ sagte sie mit einem weiten Atemzug und streckte die junge Gestalt. „Und was für einen! Den weit überlegenen Feind — so — so gepackt haben sie ihn, daß nichts als Trümmer von ihm übriggeblieben sind!“

Adolf schwieg.

Die Mutter setzte sich zu ihm.

Der Vater trat ans Fenster und sah hinaus. Die Sonne legte goldene Ränder um seinen wuchtigen Körper.

Jetzt hob sich der Knabe ein wenig im Bett. „Das ist etwas Großes,“ sagte er. „Das muß man anstaunen. Es ist nichts Böses, wenn man sich über Menschen freut, die so etwas Gewaltiges tun!“

„Nein, bei Gott nicht!“ antwortete die Gertrud. Ihre Augen blühten. Sie sah nach dem Schwager hinüber, als wollte sie den fragen: Hörst du es?

Der Wagner Schirmer drehte sich um. Vielleicht wollte er widersprechen. Es lag wie erwachender Zorn in seinen Zügen. Aber jetzt sah er, wie Adolf das schmale Gesicht ihm zuwendete. Der Blick des Knaben ging an ihm vorbei ins Fenster, in welchem das Gold langsam verblaßte.

„Mutter,“ sagte Adolf, „es ist ein schöner Abend.“

„Ja, Bub,“ antwortete die Stille.

„Ich möchte hinaussehen,“ bat er.

Da schaute die Schirmerin ihren Mann an, und er und Gertrud schoben schweigend das Bett gegen das Gesimse vor.

Die Sonne war untergegangen. Aber das Gold, das eben noch in der Stube gewesen war, hing jetzt an einer Reihe von Wolken, die im Westen über den fernen Bergen standen. Die Wolken brannten, hingen da wie lohende Tücher, wie züngelnde Flammen. Und unter ihnen standen Berge, Berge, immer wieder Berge. Weiß, eher beschattet, aber Welten, hintereinander aufragende Welten von Bergen.

„Schön, Mutter!“ sagte Adolf.

„Das unsere ist ein — liebes — schönes Land,“ wiederholte er. Und dann leiser, mit versagender Stimme: „Ihr müßt nicht glauben, daß ich das nicht — fühle.“

Er legte sich ins Kissen zurück. Er schob die schwache Hand über die Decke vor.

„Vater,“ sagte die Frau am Bett, „er will dir die Hand geben.“

Schirmer kam heran.

Aber die Gertrud schluchzte wild auf.

Der Wagner senkte den dunkeln Kopf. Es kam etwas wie ein Stöhnen mühsam aus seiner Brust herauf. Die Geduldige aber am Bett legte dem toten Buben sachte und schweigend die Hände zusammen.

Der Flüchtling

Unablässig fallen die Flocken,
Bauen ein weißes Totenmal,
Weder Menschenstimmen noch Glocken
Tönen im Tal.

Wunderfames mächtiges Schweigen!
Wolkenverhüllt der Berge Saum!
Weite Wälder schauern und neigen
Sich wie im Traum.

Doch hinauf ins Wintergesilde
Flüchtet ein wegemüder Gast:
Nimm mich auf, du letzte, du milde
Stätte der Rast!

Siehe, lange mußte ich reisen,
Betteln und suchen; die Welt ist groß.
Siehe, Friede bin ich geheiß
Und heimatlos!

Ernst Zahn, Gösschenen.